

Albernde Kinder und Falafel

Yaron Herman bringt den Flügel im Café Museum zum Glühen

Von Christine Pierach

„Die Musik ist mein Leben“ sagt Yaron Herman (42) am Donnerstag im PNP-Gespräch. Wer zuvor im Café Museum das intensive, gut einstündige Set des Pianisten hören durfte, bedarf dieses Bekenntnisses nicht mehr.

Ist jemand von Linz nach Worms um die 600 Kilometer unterwegs, kann er unterwegs leicht einen Zwischenstopp in Passau einlegen. Welches Glück, dass der gefeierte Pianist sich dazu entschlossen hatte.

Der in Tel Aviv geborene und in Frankreich lebende Musiker hat das Improvisieren perfektioniert und nennt seine Theorie dazu „Echtzeit-Komposition“. Gerade hat er sein ungefähr elftes Album herausgebracht, „Alma“ heißt es und enthält, weiß die PNP von ihm, einige Stücke des Passau-Gigs.

Schon im ausführlichen Intro bringt Herman mehr als die halbe

Welt an Tönen, Kombinationen, Tempi und Finessen unter. Je länger er musiziert, umso ekstatischere Momente sind zu beobachten. Scatten wie Keith Jarrett liegt auch ihm. Der mit dem Flügel (und auf den Tasten und Pedalen) tanzt, wäre eine prima Überschrift. Aber, sagt Yaron Herman später gelassen im Gespräch, die habe es schon öfter gegeben, die kennt er schon. Reden auf der Bühne ist weniger seins. Er freue sich, adressiert er sein Publikum, „einen Abend unter Freunden zu verbringen“. Er werde Standards spielen und viel improvisieren. „Darunter werden auch für mich Überraschungen sein.“

Alles, das folgt, ist dann auch unvorhersehbar. Du meinst, seine Idee zu begreifen, schon schlägt er einen Haken, lässt den Flügel perlen, kakophonisch klingen, opulent wie antiquierte Filmmusik, hier Ragtime, dort „Hallelujah“ oder eine swingiges „All The Things You Are“, bei dem die Töne herumtoben wie albernde Kinder, um dann gezähmt und kanalisiert



Abend unter Freunden: Yaron Herman – Foto: Pierach

zu werden. Eine Pointe jagt die nächste. „Wollt ihr Falafel?“, fragt Herman nach einer Weile, steht auf, dämpft mit der linken Hand die Saiten, die die rechte anschlägt. Zwischendrin versinkt der Star, tief über die Tasten gebeugt, in seiner Musik wie Schroeder von den Peanuts.

Das Tempo und die Fülle bringen andere Pianisten gerade mal vierhändig zustande. Oder mit einem Schlagzeug und/oder Perkussionisten. Herman regelt das selbst. Gerne hebt dieser Ausnahmemusiker die linke Hand, als wollte er sie ausbremsen, abhalten, der rechten die Show zu stehen. So ist es auch in der balladigen ersten Zugabe. Du denkst, das war der Schlussakkord, schon macht die linke Hand sich wieder selbständig und turnt davon. Trefflich resümiert Yaron Herman bei der zweiten Zugabe: „Ich denke, ich habe aus dem Flügel alles herausgeholt, das er physisch leisten kann...“ Wie wahr, Maestro. Toda raba, herzlichen Dank dafür.

Ein Geschenk der besonderen Art

Jubiläumskonzert im Hohen Dom



Ludwig Ruckdeschel

– Foto: Daumerlang

Von Toni Daumerlang

Der Ablauf von Jubiläen ist bekanntermaßen ziemlich einheitlich: Ein festlicher äußerer Rahmen, Ehrengäste, wohlthuende Lobreden und kleine Geschenke. Alle dieses Faktoren trafen beim Jubiläumskonzert „20 Jahre Domorganist Ruckdeschel“ exakt auch zu, allerdings mit der Besonderheit, dass nämlich er es selbst war, der mit einem grandiosen Programm von Barock über Romantik bis zur Moderne Publikum und vermutlich auch sich selbst reich beschenkte und dabei sogar noch eine Uraufführung mit dazu packte.

Doch alles der Reihe nach. Das Programm begann – wie könnte es auch anders sein – mit Bachs „Tocatta, Adagio und Fuge in C-Dur“, dem Großmeister der Orgelmusik, von dem später Ludwig v. Beethoven so treffend sagte, er sollte besser den Namen „Meer“ tragen, gemessen an dem, was er für die Musik bedeutete. Schon bei dieser ersten Interpretation sowie dem nachfolgenden Choral ließ Ludwig Ruckdeschel aufblitzen, mit welcher Plastizität und klanglicher Ausdruckskraft er die einzelnen Passagen zu gestalten wusste.

Mit der nachfolgenden Uraufführung seiner Eigenkomposition „Tuba Tone G-Dur“ setzte der Organist (*1968) gleich einen musikalisch höchst interessanten Akzent und bewies damit eindrucksvoll, dass er sich nicht nur mit der virtuellen Reproduktion fremder Werke begnügt, sondern durch die Strahlkraft seiner mitunter dissonanten Tonsprache eine sehr

pretierte, die nicht nur selten im Konzert zu hören sind, sondern zugleich einen interessanten Gegensatz zur eigenen Tonsprache bildeten.

Die nachfolgende „Cantilene F-Dur“ aus der 11. Sonate op.148/2 von Joseph Gabriel Rheinberger bot den Zuhörern nach den vorhergegangenen mitunter aufbrausenden Orgeltönen Ruckdeschels und Karg-Elerts eine wohlthuende Ruhe-Insel, bei der insbesondere die zart-weichen Klangregister der Orgel wirkungsvoll zum Tragen kamen.

Mit der nachfolgenden „American Suite“ (komponiert 2012) mit den Sätzen „Paeon“ (Lobgesang), „Dialog for Tuba and Trumpet“ sowie „Mediation“ und der ungewöhnlichen Abschluss voluminös intonierten „Tocatta“ setzte Ruckdeschel in seiner Doppelfunktion als Komponist und Interpret zugleich nochmals markante Zeugnisse seines höchst aktiven Musikschaffens.

Mit Max Regers „Ave Maria, A-Dur“, und seiner brausenden „Tocatta und Fuge a-moll“, op.80/11+12 schloss sich der Programm-Bogen sinnvoll zu dem Komponisten, der sich in seinem Schaffen ganz wesentlich auf Bach berief und seinen Werken somit Grundlage und Fundament verlieh.

Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich der Organist während des gesamten Orgelkonzerts – bedingt durch die momentane zweijährige Generalüberholung der Hauptorgel – auf die eigentlich „kleine“ Chororgel vorne in der Apsis beschränken musste, was aber der eindringli-

Pest, Liebe und Kapitalismus

Pegasus-Lesung mit Dirk Schümer

Von Stephan Kowarik

Wer bisher noch nichts von Dirk Schümer gelesen hatte und dessen Lesung für den Literaturverein Pegasus im Scharfrichterhaus besuchte, konnte dort einen heiteren, umfassend gebildeten und schnell sprechenden Mann mit komödiantischem Talent erleben. Der Autor aus Soest verriet dem Publikum am Ende seiner Lesung aus dem Roman „Die schwarze Lilie“: „Ich stamme aus einer Bierkneipe in Westfalen. Wir sind daher fidele Trinker. Das hat mir als kleinem Kind immer sehr imponiert. Mit Saufen und fidelen Leuten bin ich sehr gut vertraut von Kindesbeinen an“. Gastgeber Karl Krieg bot daraufhin prompt einen gemeinsamen Kneipenbesuch in Passau an.

„Die schwarze Lilie“ spielt im Florenz des Jahres 1348, als dort die Pest wütet, während die Söhne des einflussreichen Bankiers Pacino Peruzzi nacheinander ermordet werden. Dirk Schümer gestaltet seine Lesung nicht chronolo-

schon streift er blitzlichtartig mehrere historisch verbürgte Referenzpunkte seines fiktionalen Werks.

Der Romancier bekennt sich selbst zu einem „historisch-pessimistischen Weltbild“. Darauf antwortet er jedoch sogleich mit der witzigen Bemerkung: „Das Problem des Kapitalismus ist die ungleiche Verteilung des Reichtums. Das Problem des Kommunismus ist die gleiche Verteilung der Armut.“ Er selbst habe von Geld und Aktien keine Ahnung, „sonst wäre ich nicht beim Schreiben gelandet“.

Inhaltlich verwebt Schümer den Niedergang des florentinischen Bankhauses mit einer Liebesgeschichte zwischen den zwei Romanfiguren Wittekind Ten-tronk und Cioccia, deren amouröses Verhältnis er in Beziehung setzt zur ähnlich komplizierten Liaison zwischen dem Ritter Lancelot und Guinevere, der Gemahlin von König Artus. Die leidenschaftlichen Begegnungen der beiden finden nur nachts statt, um ihrer



Historisch, aber auch heiter: Dirk Schümer – Foto: Kowarik

nern gestanden, die über sie bestimmt hätten.

Neben historischen Hintergründen erwähnt der Autor auch literarische, philosophische und kinematographische Bezüge, die ihn inspirierten. So hebt er Giovanni Boccaccio hervor, dessen Opus Magnum „Decamerone“ für seine Darstellung von Kraft Weis-

wirkt. „Die Geschichtsbücher haben mir ein Angebot gemacht, das ich nicht ablehnen konnte“, so Schümer: Der Name Pacino war innerhalb der tatsächlichen Familie Peruzzi sehr beliebt. Vorlage für seine Figur der Cioccia war Sofia Loren in ihrer Rolle als Gemüsehändlerin in dem Film „Und dennoch leben sie“ von Vittorio De Sica. Die im Roman beschriebenen Örtlichkeiten wurden vom Autor genauestens recherchiert und können weitgehend vor Ort verifiziert werden, „wobei ich natürlich alles, was passiert, zusammengelogen habe“. Auch die Wirtschaftsgeschichte im mittelalterlichen Florenz wurde von Schümer eingehend studiert: „Börsengeschäfte sind genau damals erfunden worden.“

Der Roman „Die schwarze Lilie“ erstreckt sich auf 608 Seiten. Die Besucher der Lesung haben davon zwar, wie Karl Krieg am Ende feststellte, „nur einen Bruchteil gehört“. Dabei aber habe das Scharfrichterhaus Schümer wieder zu „kabarettistischen Höhenflügen inspiriert“. Gerade auch die Rezitation eines Dialogs zwi-

Wer bisher noch nichts von Dirk Schümer gelesen hatte und dessen Lesung für den Literaturverein Pegasus im Scharfrichterhaus besuchte, konnte dort einen heiteren, umfassend gebildeten und schnell sprechenden Mann mit komödiantischem Talent erleben. Der Autor aus Soest verriet dem Publikum am Ende seiner Lesung aus dem Roman „Die schwarze Lilie“: „Ich stamme aus einer Bierkneipe in Westfalen. Wir sind daher fidele Trinker. Das hat mir als kleinem Kind immer sehr imponiert. Mit Saufen und fidelen Leuten bin ich sehr gut vertraut von Kindesbeinen an“. Gastgeber Karl Krieg bot daraufhin prompt einen gemeinsamen Kneipenbesuch in Passau an.

„Die schwarze Lilie“ spielt im Florenz des Jahres 1348, als dort die Pest wütet, während die Söhne des einflussreichen Bankiers Pacino Peruzzi nacheinander ermordet werden. Dirk Schümer gestaltet seine Lesung nicht chronologisch. Er fasst auch die erzählten Ereignisse nicht einfach zusammen. Vielmehr greift er einige zentrale Aspekte der vielschichtigen und weit verzweigten Handlung heraus und rezitiert daraus einige wenige Kapitel. Dazwi-

schen streift er blitzlichtartig mehrere historische verbürgte Referenzpunkte seines fiktionalen Werks.

Der Romancier bekennt sich selbst zu einem „historisch-pessimistischen Weltbild“. Darauf antwortet er jedoch sogleich mit der witzigen Bemerkung: „Das Problem des Kapitalismus ist die ungleiche Verteilung des Reichtums. Das Problem des Kommunismus ist die gleiche Verteilung der Armut.“ Er selbst habe von Geld und Aktien keine Ahnung, „sonst wäre ich nicht beim Schreiben gelandet“.

Inhaltlich verwebt Schümer den Niedergang des florentinischen Bankhauses mit einer Liebesgeschichte zwischen den zwei Romanfiguren Wittekind Ten-tronk und Cioccia, deren amouröses Verhältnis er in Beziehung setzt zur ähnlich komplizierten Liaison zwischen dem Ritter Lancelot und Guinevere, der Gemahlin von König Artus. Die leidenschaftlichen Begegnungen der beiden finden nur nachts statt, um ihrer sozialen Umgebung keinen Anlass zu Gerede zu geben. Als Wittekind der Geliebten vorschlägt, sie zu ehelichen, lehnt sie trotz ihrer Liebe zu ihm ab. Als Begründung gibt sie an, sie sei immer schon unter der Gewalt von Män-



Historisch, aber auch heiter: Dirk Schümer – Foto: Kowarik

nern gestanden, die über sie bestimmt hätten.

Neben historischen Hintergründen erwähnt der Autor auch literarische, philosophische und kinematographische Bezüge, die ihn inspirierten. So hebt er Giovanni Boccaccio hervor, dessen Opus Magnum „Decamerone“ für seine Darstellung von Kraft, Weisheit und Würde der Frauen bekannt ist, aber auch Meister Eckehard und Umberto Eco mit seinem „Der Name der Rose“. In der Darstellung der Bankiers Peruzzi habe der Film „Der Pate“ mit Marlon Brando und Al Pacino nachge-

wirkt. „Die Geschichtsbücher haben mir ein Angebot gemacht, das ich nicht ablehnen konnte“, so Schümer: Der Name Pacino war innerhalb der tatsächlichen Familie Peruzzi sehr beliebt. Vorlage für seine Figur der Cioccia war Sofia Loren in ihrer Rolle als Gemüsehändlerin in dem Film „Und dennoch leben sie“ von Vittorio De Sica. Die im Roman beschriebenen Örtlichkeiten wurden vom Autor genauestens recherchiert und können weitgehend vor Ort verifiziert werden, „wobei ich natürlich alles, was passiert, zusammengelogen habe“. Auch die Wirtschaftsgeschichte im mittelalterlichen Florenz wurde von Schümer eingehend studiert: „Börsengeschäfte sind genau damals erfunden worden.“

Der Roman „Die schwarze Lilie“ erstreckt sich auf 608 Seiten. Die Besucher der Lesung haben davon zwar, wie Karl Krieg am Ende feststellte, „nur einen Bruchteil gehört“. Dabei aber habe das Scharfrichterhaus Schümer wieder zu „kabarettistischen Höhenflügen inspiriert“. Gerade auch die Rezitation eines Dialogs zwischen Pacino Peruzzi und dem aus Neapel angereisten und um einen Kredit ansuchenden Niccolò Acciaiuoli begeisterte das Publikum. Ein Abend, der die beste Werbung dafür war, sich dieses monumentale Werk zu Gemüte zu führen.

vermutlich auch sich selbst reich beschenkte und dabei sogar noch eine Uraufführung mit dazu packte.

Doch alles der Reihe nach. Das Programm begann – wie könnte es auch anders sein – mit Bachs „Toccatà, Adagio und Fuge in C-Dur“, dem Großmeister der Orgelmusik, von dem später Ludwig v. Beethoven so treffend sagte, er sollte besser den Namen „Meer“ tragen, gemessen an dem, was er für die Musik bedeutete. Schon bei dieser ersten Interpretation sowie dem nachfolgenden Choral ließ Ludwig Ruckdeschel aufblitzen, mit welcher Plastizität und klanglicher Ausdruckskraft er die einzelnen Passagen zu gestalten wusste.

Mit der nachfolgenden Uraufführung seiner Eigenkomposition „Tuba Töne G-Dur“ setzte der Organist (*1968) gleich einen musikalisch höchst interessanten Akzent und bewies damit eindrucksvoll, dass er sich nicht nur mit der virtuoseren Reproduktion fremder Werke begnügt, sondern durch die Strahlkraft seiner mitunter dissonanten Tonsprache eine sehr aussagestarke und überzeugende Tonsprache beherrscht.

Dies traf ebenso auf die nachfolgenden Choralimprovisationen („Lobe den Herren“ und „Nun danket alle Gott“) von Sigfrid Karg-Elert (1877-1933) zu, mit denen der Organist Werke inter-

zum Tragen kamen.

Mit der nachfolgenden „American Suite“ (komponiert 2012) mit den Sätzen „Paeon“ (Lobgesang), „Dialog for Tuba and Trumpet“ sowie „Mediation“ und der als ungewöhnlichem Abschluss voluminös intonierten „Toccatà“ setzte Ruckdeschel in seiner Doppelfunktion als Komponist und Interpret zugleich nochmals markante Zeugnisse seines höchst aktiven Musikschaflens.

Mit Max Regers „Ave Maria, A-Dur“, und seiner brausenden „Toccatà und Fuge a-moll“, op.80/11+12 schloss sich der Programm-Bogen sinnvoll zu dem Komponisten, der sich in seinem Schaffen ganz wesentlich auf Bach berief und seinen Werken somit Grundlage und Fundament verlieh.

Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich der Organist während des gesamten Orgelkonzerts – bedingt durch die momentane zweijährige Generalüberholung der Hauptorgel – auf die eigentlich „kleine“ Chororgel vorne in der Apsis beschränken musste, was aber der eindringlichen Gesamtwirkung und der sehr wirkungsvollen Individualregistrierung der unterschiedlichen Sätze keinerlei Abbruch tat. Fazit: Ein Jubiläumskonzert mit Tiefgang, das zum Zeugnis einer beeindruckenden Musiker-Persönlichkeit geriet.